

MUSIKTHEATER Das Zürcher Opernhaus zeigt mit Jules Massenets Grand Opéra «Le Cid» eine weitere französische Opernraut. Seite 31

KULTUR

GESELLSCHAFT Wird die Faszination für das Glücksspiel zur Sucht, schädigen sich Betroffene selber – und meist auch ihr Umfeld. Seite 33

«Ich habe noch vieles vor»

Der Dirigent und Komponist François Pantillon feiert im europäischen Ausland Erfolge und bleibt dennoch seinen heimatlichen Chören treu. Heute feiert der Neuenburger seinen 80. Geburtstag – und fühlt sich vitaler denn je.

MARIANNE MÜHLEMANN

Der Mann muss ein Geheimnis haben. In seinem Terminkalender sieht es keineswegs nach Ruhestand aus. Vor zwei Monaten hat er im Berner Münster mit einem Grossaufgebot an 160 Sängern und Sängern des Konzertchors Pro



Arte, des Männerchors Thun und dem 80-köpfigen Berner Sinfonie-Orchester die «Grande Messe des morts» von Hector Berlioz erfolgreich aufgeführt. Am 27. Januar dirigiert er im Kongresshaus Biel Joseph Haydns «Die Jahreszeiten». Danach folgt eine Fünf-Städte-Tournee mit J. S. Bachs «Johannes-Passion». Und heute, gleichsam «en passant», feiert François Pantillon seinen 80. Geburtstag. Er wirkt gelassen. Als er fünfzig wurde, habe ihm ein «lieber Herr Doktor» des Berner Männerchors gesagt: «François, du bist jetzt auf dem Gipfel deines Lebens. Von nun an gehts bergab.»

Wie falsch die Prophezeiung war, hat Pantillon in den letzten dreissig Jahren erleben dürfen. Der temperamentvolle Musiker aus La Chaux-de-Fonds, der bereits mit 17 Jahren seine ersten Chöre leitete, beginnt mit fünfzig durchzustarten. Mit 51 erhält er den Musikpreis des Kantons Bern, mit 58 einen Kompositionsauftrag vom Bernischen Kantonal-Gesangsverband, der seine Kreativität als Komponist vollends entfesselt: Mit dem weltlichen Oratorium «Les clameurs du Monde» gelingt Pantillon 1988 der internationale Durchbruch. Im Alter von 63 wagt er sich an «Die Richterinnen», eine Oper nach einem Text von Conrad Ferdinand Meyer. Die Uraufführung im Stadttheater Bern kommt beim Publikum gut an. Elf weitere Aufführungen folgen. 2003 komponiert er auch im Auftrag des Berner Sinfonie-Orchesters unter Dmitri Kitajenko. Er schreibe ohne Zwang zu Modernismen und experimentellen Techniken, sagt Pantillon. Für ihn stehe die Emotionalität im Mittelpunkt. Durch Licht und Schatten in der Musik will er berühren. Und zwar als Dirigent wie als Komponist. «Ich habe noch vieles vor.»

Zwischen den Grenzen zu Hause

François Pantillon, der Romand, der heute im Freiburgischen lebt, kam früh in die Deutschschweiz und blieb hier hängen. Er habe sich schnell zu Hause gefühlt zwischen den Sprachgrenzen, obwohl er 1965, bei seinen ersten Proben mit dem Berner Männerchor, noch kaum ein Wort Deutsch sprach. Die Arbeitsatmosphäre bei den Deutschschweizer Chören sei ruhiger als bei den welschen. Seinen hohen Qualitätsansprüchen kommt das entgegen. Er stellt sie an Profis und Amateure, wie zum Beispiel an das Thuner Stadtorchester, dem er bis 1997 25 Jahre lang als Chefdirigent vorgestanden hat.

Er ist jugendlich geblieben. «Mein Geheimnis ist meine Familie», sagt Pantillon. «Meine junge Frau, unser zweijähriger Bub. Da wird man täglich gefordert, Körper und Geist fit zu halten.»

Quälende Suche nach der Mutter

«So oder so», der zweite Roman des Engländers Jon McGregor, ist eine famos erzählte Familiengeschichte

Der 31-jährige britische Autor Jon McGregor besticht mit seiner genauen Beobachtungsgabe: Episch und akribisch beschreibt er, was geschieht, wenn Lebensträume für immer platzen.

SANDRA LEIS

An Alltagsgegenständen entzündet sich in diesem Roman die Erinnerung. Die über sechzig Kapitel sind überschrieben mit «Papierserviette, 1966», «Handgeschriebene Liste mit Haushaltgeräten, ca. 1947», «Zwei Kinokarten vom 19. Mai 1967», «Geologenhammer, originalverpackt (Hochzeitsgeschenk, unbenutzt), ca. 1969», «Mädchen-Haarbürste, Holzgriff, ca. vierziger Jahre», «Weinkorken, datiert (handschriftlich), August 1975» oder «Abgeschnittene Stücke Operationsfäden, in kleinem Klarsichtdöschen, datiert Juli 1983». Der das alles akribisch sammelt und säuberlich archiviert, heisst David Carter, ist Museumskonservator im britischen Städtchen Coventry und versucht sich seiner selbst und seiner Familiengeschichte habhaft zu werden. Er war zeit seines Lebens ein Sammler, doch nachdem er mit 22 Jahren rein zufällig erfahren hat, dass er nicht der leibliche Sohn seiner Eltern ist, hat sich sein Sammeltrieb zur Obsession ausgewachsen.

Das britische Jungtalent Jon McGregor (Jg. 1976) hat ein Faible für dramatische Grundkonstellationen: In seinem viel gelobten Erstling «Nach dem Regen» (engl. 2001, dt. 2005) verunfallt ein Kind, und der Autor porträtiert alle Menschen, die damals in jener Strasse wohnten. Im Zweitling nun weiss einer plötzlich nicht mehr, wer er ist, und sucht mehr als dreissig Jahre lang vergeblich nach seiner Mutter. In beiden Büchern rekonstruiert oder erfindet McGregor Geschichte. Über David schreibt er: «Und das war es, wonach er den grössten Teil seines Lebens suchte: diese physischen Spuren der Geschichte, diese Gegenstände, die durch die komprimierten Erinnerungen und die verdichtete Zeit schwer in der Hand lagen.»

Bestürzendes Glück

Das ist es, wonach David, geboren 1945, sich sehnt: Er möchte Gewissheit haben über sich und seine



Jon McGregor schreibt von einem, der viele Jahre braucht, bis seine Reise ins Leben beginnen kann.

BILDMASCHINE.DE/ERWIN WODICKA

Vorfahren und kann doch immer nur mögliche Szenarien entwerfen. Viele Fragen bleiben offen, und erst allmählich lernt er diesen Schmerz nicht nur zu akzeptieren, sondern als seiner Geschichte zugehörig zu begreifen. David muss 55 Jahre alt werden, bis diese Erkenntnis in ihm reift und er sich mit seinem Schicksal versöhnt.

Trotzdem erfüllt ihn Blutsverwandtschaft mit tiefem Stolz. Nichts schmeichelt ihm mehr als die Bemerkung, dass seine einzige Tochter ihm gleiche. «Wenn er so etwas hörte, war er über das Glück, das ihn durchströmt hatte, bestürzt gewesen, ein Glück, das dem Wissen entsprang, dass endlich jemand wirklich mit ihm verbunden war.»

«So oder so» ist nicht nur ein Roman über die Suche eines Entwurzelt nach seiner Identität, Jon McGregor will und kann noch viel mehr und tritt damit in die Fussstapfen der grossen Realisten des 19. Jahrhunderts: Er schreibt die



Ausnahmetalent Jon McGregor.

ZVG

Geschichte einer schwierigen und doch tragfähigen Ehe, wobei David und seine Frau Eleanor einem regelrecht ans Herz wachsen; erschildert zwei Kindheiten – Davids behütete bei seiner Adoptivmutter und Eleanors schreckliche bei einer brutalen Mutter und einem hilflosen Vater; er porträtiert behutsam die von Depressionen gebeutelte Eleanor und Muttters beste, frühzeitig demente Freundin Julia, die das Geheimnis von Davids Herkunft ungewollt ausplaudert und schliesslich in eine geistige Umnachtung versinkt, ohne je wieder

in der Lage zu sein, Davids Fragen zu beantworten. Und immer wieder beschreibt McGregor den Verlust von Lebensträumen, die wie Seifenblasen unwiderbringlich platzen. Eleanor etwa zerbricht beinahe daran, dass sie trotz besten Noten ihr Geologiestudium nie aufnehmen kann.

Meisterstücke

Anders als in seinem beachtlichen Debüt gelangen dem ambitionierten Stilisten jetzt durchwegs auch die Nebenfiguren und -schauplätze, was dem Roman eine unerhörte Fülle verleiht. So zaubert McGregor in einzelnen Kapiteln kleine, in sich geschlossene Meisterstücke aufs Papier, die sich ins Lesergedächtnis einbrennen. Dazu gehört etwa der Amour fou von Julia mit einem Major: Die beiden heiraten, wenige Tage bevor er 1939 in den Krieg zieht und bald darauf in Dünkirchen fällt. Er ist die grosse Liebe ihres Lebens, und als David Julia am Schluss ihrer

schwärmerischen Schilderung fragt, wie ihr Mann denn wirklich gewesen sei, antwortet sie entwaffnend: «Ich habe nicht die geringste Ahnung.»

Mit solchen Episoden und seinem sensiblen Blick für alles Zwischenmenschliche schafft McGregor ein faszinierendes Panoptikum, welches das gesamte 20. Jahrhundert umspannt. Klugerweise verzichtet er auf eine chronologische Anordnung seiner Geschichten (und Alltagsgegenstände) – die einzelnen Facetten formen sich während und mit der Lektüre zu einem grossartigen Epos, das zum einen eine famos erzählte Familiengeschichte ist, zum andern veranschaulicht, wie jeder Einzelne in existenziellen Fragen auf sich selbst zurückgeworfen ist.

[1] DAS BUCH Jon McGregor: So oder so. Roman. Aus dem Englischen von Anke Caroline Burger. Klett-Cotta, Stuttgart 2007. 394 Seiten, Fr. 39.80.

Die Komplexität der Genauigkeit

Unterschiedliche Facetten zeitgenössischer Musik: René Wohlhauser und das Ensemble Polysono

Das aktuelle Programm des Ensembles Polysono gibt einen Einblick in das Schaffen des Schweizer Komponisten René Wohlhauser. Im Berner Konservatorium fand es im kleinsten, aber feinen Rahmen statt.

MICHELLE ZIEGLER

«Togeriso wira setu. Se setu. To to to to, sese sese!» Stark artikulierte Silben dringen aus dem Mund der Sängerin. Auf einem einzigen Ton nur deklamiert sie ihre Phrasen, was der Wirkung ihrer Rezitation jedoch keine Abstriche tut. Die stimmliche Dichte und der scharfkantige Rhythmus gehen unter die Haut. Zur Gesangsstimme gesellt sich nun das Klavier mit ebenso kar-

gem Tonmaterial und führt eine garstige Mittelstimme ein. Diese verwebt sich mit der Gesangslinie bis in die Höhe. Dann einige abschliessende Klangspritzer. Verharren in der Stille. Applaus.

Grenze der Verständlichkeit

Der Brienzer Komponist René Wohlhauser arbeitet gerne mit der Stimme. Für ihn ist sie das «direkteste Instrument», weil die Klänge beim Singen und Rezitieren unmittelbar im Körper der Interpreten entstehen. Darüber hinaus beschärfte Wohlhauser Sprech- und Sprachprozesse, die er in seinen Werken thematisiert. Zum Beispiel verwendet er Lautpoesie wie etwa in drei Werken des Konzertes im Berner Konservatorium. Wohlhauser dichtet die stark konstruierten Verse selber und positioniert

sich damit in der zeitgenössischen Lyrik. Lautpoesie bietet für ihn die Möglichkeit, Sprache selber zu färben und zu rhythmisieren, sie eigenhändig mit Assoziationen zu beladen. So wird sie zur Kunstsprache, die sich durch die Gesten der Musik verständlich macht. Trotzdem bewegt sich Lautpoesie immer an der Grenze zwischen Bewusstem und Unbewusstem. Sie verkörpert für den Komponisten eine Sehnsucht nach dem Idyllischen und Romantischen, das in der klassischen Lyrik direkt ausformuliert wurde.

Atemlosigkeit der heutigen Zeit

Die Texte von Wohlhausers Liedern sind nicht leicht verständlich. Dass das Publikum sich aufmerksam in die Stücke hineinhören muss, liegt aber auch in der Musik

selbst begründet. Die Kompositionen des Schülers von Brian Ferneyhough bergen einen hohen Grad an Komplexität. Wohlhauser erklärt im Gespräch, dass sie sich aus der Suche nach einer Genauigkeit im Ausdruck ergebe. Seine Werke drücken in der Tat starke Stimmungen aus.

Dies zeigt die «Studie über Zustände und Zeitprozesse», die erste der drei Uraufführungen des Abends. Sie beginnt mit dichten, abgehackten Passagen, die die Atemlosigkeit der heutigen Zeit demonstrieren, und mündet in einer Dehnung der zeitlichen Wahrnehmung, einer Distanznahme zur philosophischen Reflexion.

Eine unnachgiebige Hörhaltung verlangt auch die Tatsache, dass Wohlhausers Werke sehr gegensätzlich geprägt sind. Auf seiner Suche nach ständiger Erneuerung be-

ginnt er jedes Werk bei null. In seiner Individualität eindrücklich gelungen ist «Entropia» für Cello solo, das wiederum sehr kompakt gestaltet ist. Wirkungsvoll aufgeführt von Markus Stolz, fesselt die eigenwillige Klanglichkeit des Werkes.

Das Ensemble Polysono interpretiert in den übrigen Werken der Lehrer- und Schülergeneration Wohlhausers ebenfalls vorzüglich. Die Sopranistin Christine Smolka zeigt auch in anspruchsvollen Werken keine Unsicherheiten. Die Komposition «Anblicke im Wasser» von Ursula Seiler ist musikalisch schön gebaut, verliert etwas durch die zugrundeliegende Idee, die oberflächlich wirkt. Die junge Komponistin vertritt Wohlhausers Nachfolgegeneration und erlaubt einen Blick in die Zukunft der Neuen Musik.